

Mein Christus

Autor(en): **Beran, Felix**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **19 (1915)**

PDF erstellt am: **24.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-575091>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Giottes Abendmahl-darstellung in der „Arenakapell“ zu Padua.

Mein Christus*).

Skizze von Felix Beran, Zürich.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Er liegt vor mir in schönem, gelbem, feinzerklüftetem, zart geädertem Elfenbein. Vor vielen, vielen Jahren hat wohl ein spanischer Mönch in stiller Zelle seine Andacht zu diesem Kunstwerk gesteigert. Er schaffte in Sehnsucht. Eine Zärtlichkeit von sinnenleiser Luft belebte seine Finger. Kosend schufen sie den herrlichen schlanken Leib, das junge leid- und gütereiche Haupt. Körperlicher Schmerz an der Grenze der Erlösung spricht aus Gesicht und Haltung. Und mit unendlichem Lieben scheint das Haar in die fügsame Materie gestreichelt.

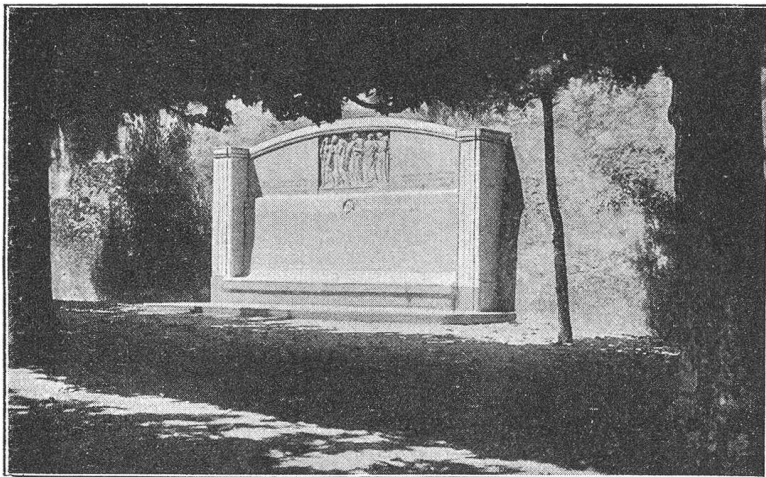
Ein unverletztes, durch hohes Alter sichtlich verschöntes Stück. Freilich die Arme fehlen. Aber sie ergeben sich so notwendig aus dem Muskelrhythmus von Schultern, Brust und Beinen. Und die Hände wachsen dem Schauen aus der Gleichform der leiddurchlebten Fußglieder. Man sieht und weiß diese unsichtbaren Arme und Hände. Keinem Epigonen der Jetztzeit möchte man ihre

Nachbildung anvertrauen. Ihr Fehlen ist wie eine schaubare beginnende Vergeistigung des sterbenden Leibes. Wie die Rückenmuskeln ergeben schlaffen, wie die Neigung des Hauptes sprechend wirkt. Eine traurige, in versöhnliches Pathos verklingende Tonreihe. Ein Mollakkord in Elfenbein. Ein knieendes Gebet in frommem Erschauern von geistvollen Händen gewerkt.

Es war in Mexiko. In der Stadt voll Schönheit, voll Tropenreichtum, überfirmt von ewigen Schneeriesen. Im Lande Moctezumas. In der Heimat gigantischer Kunst und des ewigen Frühlings, dessen Rosen und Erdbeeren in jeden Alltag duften.

Da gibt es viele Gewölbe, wo des Lebens Leichtsinns anspült, was des Tages Notdurft nicht behalten muß und was des Luxus Luft in Geldform heischt.

*) Aus einer Sammlung „Vom Lieben Ich“, aus der wir unsern Lesern noch weitere Proben zu bieten gedenken. A. d. R.



C. A. Ungft u. Maurice Brailhard, Genf.
Edouard Rod-Bank in der Promenade von Nyon.

Viel alter Schmuck, bestickte Seide, Messgewänder, kunstvoll Geschnitztes, Bilder, Spiegel, Uhren, Waffen und schon vom spanischen Eroberer ins Land Gebrachtes liegt da zu Hauf.

Ich trat ein. Aus Neugier. Aus Durst nach Schatten flüchtete ich vom sonngesengten Asphalt, vom eiligen Vorüber der Straße in das kühle Dunkel, in die wirre Ruhe dieses Ortes. Die merkwürdige Schönheit des Vielgestaltigen, Unerwarteten umgab mich hier. Viel irrgestaltiger Kram im lichtgedämpften leisen Tanz der Farben.

Ein Mann tritt ein. Hoch der Wuchs. Ein spitzer, breitrandiger Hut und schwer flirrende Sporen. Er kaufte Elfenbein. Vielleicht für Tasten, die zur Danza den Gleichtakt schlagen werden. Vielleicht für zierliche Knöpfe, die ein Schleiergewebe über junge atmende Formen zwingen sollen. Vielleicht zum Handschaft einer

umkrustet von Staub. Da, wo mein Finger daran reibt, erkenne ich die Form eines Hauptes. Und der Finger reibt, und die feinen schöngezogenen Haare und der weiche volle Farbklang werden frei. Ich lasse das Stück wiegen. Der Preis ein Scherz. Ich zahle, gehe.

Daheim. Ich schließe das Zimmer. Mit einem feinen weichen Pinsel bade ich die Züge ledig. Die Tropfen werden zum Weihwasser, das vom Bilde die profane Umhüllung bannt und seine Schönheit der Schönheitsandacht in Reinheit wieder dienstbar macht.

So liegt er vor mir. Und seine Arme, seine Hände, die fehlen, sie scheinen sich bei jedem Betrachten neu am Torso loszuranken. Und manchmal ist mir, als lösten sie sich in Freiheit, unbegrenzt von Linie und Raum, und dann holen sie aus zu edler, bringender Gebärde.

Edouard Rod (1857-1910).

Mit zwei Abbildungen.

Nachdruck verboten.

„Ich bin der Sohn einer traurigen Landschaft und einer Kranken: deshalb kann ich nicht glücklich sein,“ schreibt Edouard Rod in seinem Buch „Au milieu du chemin“. Die „traurige Landschaft“ ist nicht die reizende, stufenweise am Ufer des Genfersees sich aufrichtende Stadt Nyon, wo Rod am 29. März 1857 geboren wurde, sondern die rauhe, herbe, mit

Heimweh quälende Natur eines Jura-dorfes, in dem das Kind als Krankenküster seiner gelähmten Mutter viele Tage verbrachte und seiner Phantasie eine tiefe Melancholie beigegeben.

Mit fünfundzwanzig Jahren kam Edouard Rod nach Paris. Kein Geringerer als Guy de Maupassant brachte damals im „Gil Blas“ eine Charakteristik des Waadt-